

## Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments\*

Hermann Bausinger

Die Volkskunde rechnet Arbeiter und Arbeiterschaft seit langem zu ihren besonders wertvollen Objekten – zu den Schätzen, die sich nur unbeschrieben heben lassen: niemand wird behaupten, das Thema sei zerredet. Näher läge eine andere Apologie, boshaft formuliert: der Weltgeist habe langsam aber sicher die Volkskunde eingeholt, konkret: vom Arbeiter *nicht* zu sprechen sei kein Versäumnis, sondern scharfsichtiger Realismus. „Arbeiter – was heißt hier Arbeiter? Wissen Sie, ich komme gerade vom Urlaub in Tirol, dort leben sie in den tollsten Hotels, alle mit dem eigenen Wagen; und in meiner Nachbarschaft wohnt einer, der kauft seinem Kind die teuersten Spielsachen, und neulich stand es schwarz auf weiß in der Zeitung, daß ein Gastarbeiter – jawohl: ein Gastarbeiter! – mit Halbtagsarbeit über 3000 Mark im Monat verdiente.“

Solche Äußerungen – und sie sind verdächtig oft zu hören! – bilden die anekdotische Garnierung zu den sozialwissenschaftlichen Hypothesen von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, der „Einheitsgesellschaft“, der „Wohlstandsgesellschaft“, der „Überflußgesellschaft“<sup>2</sup>; und diese Hypothesen bilden den aktuellen Hintergrund zum Thema Verbürgerlichung. Hier geht es jedoch nicht um dieses aktuelle Gesellschaftsbild, sondern um die historische Dimension dieses Bildes. Es ist zu zeigen, daß diese Interpretation der Gesellschaft bereits ihre Geschichte hat, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß hier ein und dieselbe Interpretationsmöglichkeit (in verschiedenen Modifikationen) auf verschiedene Entwicklungsphasen angewandt wird, sondern in dem Sinne, daß diese Interpretationsmöglichkeit und Interpretation sich schon sehr früh zum *Interpretament* verfestigte, zu einer klisierten Vorstellung, die ihrerseits auf die Entwicklung einwirkte und einwirkt. Verbürgerlichung gehört so in den Umkreis des Problems der „self-fulfilling prophecy“<sup>3</sup> – einer Ankündigung, die sich mindestens zum Teil *aufgrund* dieser Ankündigung erfüllt – wobei freilich zu zeigen sein wird, daß der Grad der Erfüllung nicht überschätzt werden sollte.

\* Mit freundlicher Erlaubnis des Autors und des Verlags Vandenhoeck und Ruprecht aus: Wiegelmann, G. (Hg.), *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1973, S. 24–49.

<sup>1</sup> Zum Forschungsstand vgl. Korff, G., *Bemerkungen zur Arbeitervolkskunde*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 2, Jan. 1971, S. 3–8, wo auch die Ansätze von Peuckert und Brepohl gewürdigt werden.

<sup>2</sup> Die einschlägigen Theorien können hier nicht im einzelnen erörtert werden. Vgl. beispielsweise Schelsky, H., *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart*. Stuttgart 1954; Zweig, F., *The worker in an affluent society*. N. Y. 1961; Galbraith, J. K., *Gesellschaft im Überfluß*. München-Zürich 1963.

<sup>3</sup> Merton, K., *Die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussetzungen*. In: *Logik der Sozialwissenschaften*. Hg. E. Topitsch. Köln-Berlin 1965, S. 144 ff.

Ich setze ein mit *Wilhelm Heinrich Riehl*. Zugegeben, ich würde das nicht tun, wenn er nicht in der Geschichte der Volkskunde eine zentrale Rolle spielte und wenn er nicht zum Inventar volkskundlicher Festreden gehörte. Aber es geht doch nicht nur um eine gezielte Denkmalschändung; vielmehr ist es so, daß er als einer der ersten eine konsequente Verbürgerlichungsthese vertrat. Ich beziehe mich dabei – ohne die Aufsätze aus der „deutschen Arbeit“<sup>4</sup> und die Spätschriften zum Sozialismus<sup>5</sup> außer acht zu lassen – in erster Linie auf das Buch „Die bürgerliche Gesellschaft“ von 1851<sup>6</sup>.

Ein Drittel dieses Buches ist dem *vierten Stand* gewidmet; und wer sich lediglich an den Kapitelüberschriften orientiert, wird dies als erstaunliches Faktum und als sicheres Zeichen für soziale Aufgeschlossenheit registrieren. Aber für Riehl sind die Stände eine natürliche, „naturgeschichtlich“ zu verstehende Erscheinung<sup>7</sup>, die sich stetig entfaltet und Anspruch auf Bestand hat; deshalb ist der vierte Stand (der schon durch die bloße Numerierung negativ charakterisiert ist) der „Stand der Standeslosen“<sup>8</sup>, der um sein Banner „die Fahnenflüchtigen, die Marodeurs der alten Gesellschaft“<sup>9</sup> sammelt. Die entscheidenden Drahtzieher sind die „Proletarier der Geistesarbeit“<sup>10</sup> – und unter dieser Kennmarke reitet Riehl grimmige Attacken gegen das deutsche, und das heißt vielfach: das jüdische Litteratentum seiner Zeit. Die objektiven Ungeheuerlichkeiten des Industriegewesens werden durch die ironisch-rhetorische Frage erledigt, ob es denn nicht auch eine schreiende Ungerechtigkeit sei, daß die Eskimos in einem so ungünstigen Klima lebten“. Das Problem des vierten Standes ist für Riehl ein „sittlicher Fluch“<sup>11</sup>; das böse Wort von der „Vaterlandslosigkeit“<sup>12</sup> taucht auf, das der deutsche Kaiser 1895 also nicht erfinden mußte – die Ereignisse von 1848 sind die „leibhaftig gewordene Vaterlandslosigkeit des vierten Standes“<sup>13</sup>. Der „Segen des Hauses und der Familie“<sup>14</sup> geht den Angehörigen dieses Standes ab – und all das wäre sofort anders, wenn die Arbeiter so weit kämen, „neidlos, entsagungsvoll, um Gottes willen zu arbeiten“<sup>15</sup>.

Riehl flicht nun freilich immer wieder ein, daß er die „Lohnarbeiter“ nicht eigentlich meine. In ihnen sieht er eine „höchst ehrenwerte Classe“<sup>17</sup>; hier sieht er die Chance der Entstehung eines „neuen, eines echten vierten Standes“<sup>18</sup>.

<sup>4</sup> *Die deutsche Arbeit*. Stuttgart 1861.

<sup>5</sup> Insbesondere ist heranzuziehen: Zur inneren Geschichte des Socialismus. In: *Historisches Taschenbuch*. Begründet von F. v. Raumer, hg. v. W. H. Riehl. 5. Folge, 10. Jg. Leipzig 1880, S. 265 ff.

\* Zitiert wird im folgenden nach der 6. Auflage (Stuttgart 1866); andere Auflagen wurden verglichen.

<sup>7</sup> S. 279.

<sup>8</sup> S. 280.

<sup>9</sup> S. 278.

<sup>10</sup> S. 312.

<sup>11</sup> S. 380 f.

<sup>12</sup> So äußert sich Riehl in: Die Arbeiter. Eine Volksrede aus dem Jahre 1848. Diese Rede, abgedruckt in „Die deutsche Arbeit“, ist jetzt zugänglich in: Jantke/Hilger, S. 394 ff.

<sup>13</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 288.

<sup>14</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 289.

<sup>15</sup> Riehl, *Arbeiter*, S. 404.

<sup>16</sup> Riehl, *Arbeiter*, S. 398.

<sup>17</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 281.

Aber da Kriterien der Abgrenzung – außer den sittlichen – nicht gegeben werden, treffen die geballten Vorwürfe auch die Lohnarbeiter. Wo sich Ansätze zu dem von Riehl empfohlenen „Reformieren des Arbeiterstandes aus sich selber“<sup>19</sup> zeigen, spielt er sie herunter; so behauptet er, die Sache der Arbeitervereine sei gescheitert und sei von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen<sup>20</sup>. Diese Lösung, konsequente Selbstfindung und Selbstverwirklichung des neuen ‚Standes‘, paßt nicht in sein Konzept. Am Ende seiner Studie wird er ganz deutlich: der „Trieb zur körperschaftlichen Gliederung“ müsse und werde auch beim „vierten Stand erwachen“; dieser Stand aber werde „eben dadurch nicht gefestigt werden, sondern in seine Theile auseinandergehen“. Der Kern aber, die „neue Gesellschaftsgruppe der Lohnarbeiter“, werde sich „dem alten Bürgerthum anreihen“<sup>21</sup>.

Für Riehls Haltung gibt es einige entschuldigende Erklärungen. Es ist angebracht daran zu erinnern, daß der Gedanke der Nation damals noch nicht verwirklicht war, und daß Riehl dessen stetige und besonnene Verwirklichung nicht stören lassen wollte durch ein Element der Unruhe, wie er es im vierten Stand verkörpert sah. Auch ist der Hinweis angebracht, daß die ständische Konzeption nicht nur eine behäbige Verteidigung des Alten war, sondern eine Frontstellung enthielt – gegen die absolute Herrschaft mit ihrer „politischen Scheinarchitektur“<sup>22</sup>. Schließlich und vor allem: beim ersten Erscheinen des Buches hatte der „industrielle Ausbau“<sup>23</sup> eben erst eingesetzt, und die tatsächliche Verelendung, der Pauperismus, war in Deutschland zunächst gar nicht unmittelbar verknüpft mit dem Phänomen der Industrialisierung. Er hatte zu tun mit der „demographischen Revolution“<sup>24</sup>, mit dem „Bevölkerungsstau“<sup>25</sup> und der Armut in der Landwirtschaft, die mindestens zur Hälfte feudalistische Gründe hatten (hierher gehört die Tatsache, daß die Heuerleute bei der Allmendverteilung leer ausgingen<sup>26</sup>) und nur zum Teil kapitalistische Ursachen (z. B. Zusammenbruch von Heimindustrien und allmähliche Ablösung durch Fabrikbetriebe<sup>27</sup>). Der Sammelband über „Die Eigentumslosen“ von Jantke und Hilger<sup>28</sup> gibt einen Eindruck davon, wie selten wirtschaftliche – und das heißt: strukturelle – Heilmittel ins Auge gefaßt wurden; zu den wenigen Ausnahmen gehören Robert

<sup>18</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 297.

<sup>19</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 381.

<sup>20</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 351.

<sup>21</sup> Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 393.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu und zur Riehlkritik allgemein Voigt, G., *Zur weltanschaulichen Entwicklung Wilhelm Heinrich Riehls*. In: *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* 4/1958, S. 288 ff.; Weber-Kellermann, I.: *Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften*. Stuttgart 1969, S. 29–36; Bausinger, H., *Volkskunde*. Darmstadt 1971, S. 54 ff.; Emmerich, W., *Zur Kritik der Volkstumsideologie*. Frankfurt 1971, S. 56–66.

<sup>23</sup> Dieser Begriff bei Linde, H., *Das Königreich Hannover an der Schwelle des Industriezeitalters*. In: *Neues Archiv für Niedersachsen* 1951, S. 413 ff. Vgl. auch die Kritik der pauschalen Bezeichnung „Industrielle Revolution“ bei Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“, S. 112.

<sup>24</sup> Vgl. den Beitrag von Braun, R. in: *Kultureller Wandel*, S. 11 ff.

<sup>25</sup> Jantke/Hilger, S. 15.

<sup>26</sup> Vgl. z. B. Funke, G. L. W., *Über die gegenwärtige Lage der Heuerleute im Fürstenthume Osnabrück ... (Bielefeld 1847)*, ebd. S. 101 ff.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu Braun, *Sozialer und kultureller Wandel*.

<sup>28</sup> Vgl. Anm. 25.

von Mohl, der schon 1840 (anonym freilich) eine Beteiligung der Arbeiter am Gewinn der Fabrikunternehmen vorschlug<sup>29</sup>, und Wilhelm Wolff, der 1844 den schlesischen Weberaufstand schilderte und in seinen Hintergründen analysierte<sup>30</sup>. In weitaus den meisten Schriften ist dagegen neben dem Bedauern und karitativen Appellen von Neid, Habsucht und Schrankenlosigkeit die Rede<sup>31</sup>. Franz von Baader fordert die „Einbürgerung der Proletaires“<sup>32</sup> auf dem Weg über eine Standesvertretung, die er bezeichnenderweise den Priestern zuerkennen möchte; Gotthelf vermißt am Geschlecht seiner Tage die „emsige Rührigkeit“, die „fröhliche Genügsamkeit“, die „stille Geduld“ von einst<sup>33</sup>, und Friedrich Harckort unterscheidet ähnlich wie Riehl zwischen Proletariern und „braven Handwerkern“<sup>34</sup>.

Diese durchweg früher datierten Parallelen ändern aber nichts am reaktionären und das heißt geschichtsblinden Charakter der Äußerungen Riehls. Seine Retuschierungsversuche in den späteren Auflagen, die man einmal im einzelnen vergleichen sollte, sind peinliche Eiertänze, welche die vorher bündigere Systematik verwischen und die Enge der Perspektive vollends deutlich machen. Der Proletarier, das unbekannte Wesen, wird – um es kalauernd zu sagen – zum bekannten Unwesen stilisiert. Der Bürger, der ja doch zwei Generationen vorher das Recht des Volkes gegen den Souverän geltend gemacht hatte, wußte dem „Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen“ (so Wilhelm Weitling im Jahr 1842)<sup>35</sup> fast nur die eigene behaglich gewordene Existenz vor Augen zu stellen. Die Wegzeiger, die aufgerichtet wurden, wiesen fast immer auf die Einbahnstraße Verbürgerlichung. Gerade die grundsätzliche Andersartigkeit des neuen Standes – der in der Tat kein Stand mehr ist, sondern dessen Eigenart sich im Begriff der Klasse deutlicher ankündigt – gerade sie führt zur regressiven Reaktion.

Es wäre allerdings ungerecht zu behaupten, das *Verbürgerlichungsklichee* sei ohne jede Deckung in der *Wirklichkeit* gewesen; jenes andere wuchs aus bürgerlich-patriarchalischen Verhältnissen heraus.

In den kleinen *Fabrikbetrieben* der Anfangszeit trat das prinzipiell Neue kaum in Erscheinung; sie wurden als patriarchalische Einheit erlebt. Rudolf Braun hat eine ganze Anzahl Beispiele dafür gegeben, daß die Fabrik für die isolierten Arbeiter eine Art Familien-, ja Wohnstubenersatz wurde<sup>36</sup>; und er belegt auch, daß die frühindustriellen Unternehmer vielfach dem gleichen Ethos der Arbeit und der Genügsamkeit verpflichtet waren, das sie den Arbeitern

<sup>29</sup> Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der politischen Ökonomie. In: Jantke/Hilger, S. 319 ff.

<sup>30</sup> Das Elend und der Aufruhr in Schlesien. In: ebd. S. 157 ff.

<sup>31</sup> So schreibt etwa der Freiherr vom Stein, die unterste Klasse nähere „in sich den Neid und die Habsucht, die überhaupt die verschiedenen Abstufungen in der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen“ und von der Marwitz äußert sich 1836 detailliert über die „Schrankenlosigkeit“, beides: ebd. S. 133, 134 ff.

<sup>32</sup> Ebd., S. 292.

<sup>33</sup> Ebd., S. 379.

<sup>34</sup> Vgl. Conze, S. 120.

<sup>35</sup> Zitiert bei Baiser, F., *Die Anfänge der Erwachsenenbildung in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1959, S. 100.

<sup>36</sup> Braun, *Wandel*, S. 205.

abverlangten. Anekdotisch kristallisiert sich dies im Ausspruch der Mutter des Begründers einer Buntweberei, sie möchte nur einmal im Jahr Brot essen dürfen, bis sie sich satt fühle<sup>37</sup>. Die Freizeit hatte sich – weder zeitlich noch räumlich – konsequent aus dem Bereich der Arbeit herausentwickelt, ja vieles, das früher getrennt von Arbeit und Arbeitsplatz vonstatten ging, wurde jetzt hineingezogen: in dieser Zeit liegen die Anfänge der Fabrikweihnachtsfeste, der Betriebs-schenkungen bei Hochzeiten und ähnlicher Formen<sup>38</sup>.

Das wohl berühmteste Beispiel für die patriarchalische Anfangsphase der Industrialisierung bildet die Werksfamilie *Krupp*, die später oft als Ausgangspunkt der „gelben Bewegung“ gesehen wurde, welche in der Einheit der Werks-gemeinschaft die entscheidende Lösung sozialer Fragen sah<sup>39</sup>. Die einstigen Landarbeiter, die Friedrich Krupp in sein Hammerwerk genommen hatte, führten den Sohn Alfred Krupp in die Arbeiten ein – als den Herrn einer patriar-chalisch verstandenen Arbeitsgemeinschaft. Alfred Krupp – „Patriarch im west-fälischen Stil, aber auch schon Kapitalist modernster Art“<sup>40</sup> – hielt an dieser Perspektive fest. Aber indessen waren Massen von Industriearbeitern dazuge-kommen, und ein anderer Führungsstil hatte sich durchgesetzt. Zwar sprachen die Krupps noch immer von ihrer „Familie“, und Alfred Krupp klagte des öfteren darüber, daß diese Familie „ihm die Treue gebrochen“ habe<sup>41</sup>.

In der Tat stellt ein zeitgenössischer Beobachter fest, „daß er nirgends mehr Korruption, Liebedienerei, Drückebergerei und Faulenzerei gefunden habe als bei Krupp in Essen“<sup>42</sup>. Die Realität der vorgeblichen Betriebsfamilie hatte sich gewandelt. Auf der einen Seite hatten die gewaltigen Quantitäten des Zustroms von Arbeitern eine andere Qualität geschaffen, von der anderen Seite aber wurde „Gemeinschaft“ nur noch in hohlen Gesten demonstriert: der Herr, der das Haus am Hügel bauen ließ und ganze Alleen aufkaufte, drückte den alten Arbeitern beim Betriebsbesuch die Hand, und die Herrin brachte den Arbeitern der Nacht-schicht hin und wieder belegte Butterbrote<sup>43</sup>. Dies konnte die „Betriebsfamilie“ nicht wieder herstellen; aber in den Anfängen, für die „alte Garde“, wie sie sich selbst nannte, war jenes Ineinander und Miteinander zunächst volle Wirklich-keit.

Und dies galt nicht nur hier. Als sich beim sogenannten Brotkrawall im Jahr 1848 in Ulm der Protestzug gegen den unbeliebten Zeitungsverleger Nübling formierte, bewaffneten sich die Druckereiarbeiter mit eisernen Gegenständen – offensichtlich nicht nur, um den eigenen Arbeitsplatz, sondern auch, um den Herrn und um die Einheit des Betriebs zu verteidigen<sup>44</sup>. Diese Einheit zeigte sich auch in der Existenz des „Sängerbunds Nübling“<sup>45</sup> – und dies führt uns zu

<sup>37</sup> Braun, *Wandel*, S. 86.

<sup>38</sup> Braun, *Wandel*, S. 96.

<sup>39</sup> Vgl. Olk, F., *Geschichte einer klassischen Werks-gemeinschaft (Zur Psychologie und Ana-lyse des gelben Experiments)*. In: *Die Arbeit* 5/1928, S. 236–242.

<sup>40</sup> Ebd., S. 238.

<sup>41</sup> Ebd., S. 240.

<sup>42</sup> Ebd., S. 240.

<sup>43</sup> Ebd., S. 241.

<sup>44</sup> Vgl. Biedermann, R. M., *Ulmer Biedermeier im Spiegel seiner Presse*. Ulm 1955, S. 180.

<sup>45</sup> Ebd., S. 116.

einem zweiten Bereich, in dem der Weg einer gewissen Verbürgerlichung nicht nur proklamiert, sondern auch beschritten wurde.

Das Vereinswesen war für die Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts so zentral, daß oft die gesamte Arbeiterkultur aus der Arbeiterwarrarskultur abgeleitet wurde. Gerade in diesem Bereich ist aber der bürgerliche Einfluß unverkennbar. Die Vereinsgründungen der Arbeiter erfolgten vielfach nach bürgerlichem Vorbild und mit bürgerlicher Hilfe. Es fehlte an Bürgschaften, an Kapital, zumindest an Räumen und Heizmaterial; und diese Schwierigkeiten wurden vielfach gelöst durch bürgerliche Gönner und Initiatoren<sup>46</sup>, in Einzelfällen auch durch ein regelrechtes Protektionsverhältnis zu einem bürgerlichen Verein. Herbert Freudenthal erwähnt das Beispiel des Bildungsvereins für Arbeiter in Hamburg, der 1846 als regelrechte „Filialanstalt“ der „Patriotischen Gesellschaft“ auf den Zweck festgelegt wurde, „die allgemeine und moralische Bildung, sowie den Sinn für alles Schöne und Edle unter seinen Mitgliedern zu fördern“<sup>47</sup>. Daß jener Arbeiterbildungsverein sich gerade an die Patriotische Gesellschaft hielt, hat fast symbolische Bedeutung. Beim Festzug anläßlich der Schiller-Feier 1859 stellte er mit fast tausend Teilnehmern die stärkste Mannschaft<sup>48</sup>; bei den Schiller-Feiern in anderen Städten war es ähnlich – und diese Schiller-Feiern waren durch ganz Deutschland hindurch in erster Linie ein nationales Bekenntnis.

Die Vereine der „vaterlandslosen Gesellen“ – und aus diesen Vereinen gingen vielfach die Führer der sozialdemokratischen Bewegung hervor<sup>49</sup> – waren in der *deutschen Frage* ebenso engagiert wie die bürgerlichen Vereine. Die Sänger- und Turnfeste der 60er-Jahre wurden von der Arbeiterbewegung mit getragen<sup>50</sup>, und auch diese Feste waren in erster Linie nationale Kundgebungen. Vor allem Werner Conze und Dieter Groh haben deutlich gemacht, daß die Arbeiterbewegung in ihren Wurzeln nicht nur 502Jd'-demokratisch, sondern auch *national-demokratisch* war<sup>51</sup>. Dieser durch die spätere, von Bismarck erst provozierte Einstellung der Sozialdemokratie überdeckte Akzent ist an sich nicht erstaunlich, wenn man weiß, daß auch die entschiedensten Vorkämpfer der „Internationale“, Marx und Engels, die Forderung vertraten: „Ganz Deutschland wird zu einer einigen, unteilbaren Republik erklärt“<sup>52</sup>. Es ist also damit zu rechnen, daß für *national*, bei den Arbeitern eine andere Lesart galt als die bürgerliche. Aber das gilt doch nur zum Teil. Auf der anderen Seite zeigt die nationale Orientierung, daß die Verbürgerlichungsthese inzwischen von den Arbeitern selbst – zumin-

<sup>46</sup> Als Beispiele unter vielen mögen hier erwähnt werden die Initiativen des späteren Hofrats Dr. Eduard von Pfeiffer für den *Stuttgarter Arbeiterbildungsverein* (vgl. Beneke, I., *Der Allgemeine Bildungsverein 1863 Stuttgart*. Mschr. Tübingen 1960) und die oft verzweifelten Anstrengungen des *Reutlinger Arbeiterbildungsvereins* (vgl. Schöpel, B., *Aus der Vereinschronik*. In: *Reutlinger Naturtheater 1863–1963*, S. 9–21).

<sup>47</sup> Freudenthal, H., *Vereine in Hamburg*, Hamburg 1968, S. 144.

<sup>48</sup> Ebd., S. 146.

<sup>49</sup> Dies gilt beispielsweise für den „Lassallianer“ Johann Baptist von Schweitzer aus Frankfurt, aber auch für den „Eisenacher“ Wilhelm Bracke aus Braunschweig. Conze, W., Groh, D., *Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung*, Stuttgart 1966, S. 42.

<sup>50</sup> Vgl. Conze/Groh, S. 45 f.

<sup>51</sup> Vgl. Conze/Groh, S. 14 f.

<sup>52</sup> *Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland*. In: *M E W 5*, S. 3.

dest von einem Teil ihrer Wortführer – übernommen worden war. Auf dem Arbeiterkongreß 1862 in Nürnberg mahnte ein maßgeblicher Redner die Arbeiter, sich nicht zu isolieren, „sondern mit dem Bürgerstande zu verschmelzen“<sup>53</sup>.

In der neueren, auf die gegenwärtige Entwicklung bezogenen Verbürgerlichungsdiskussion unterscheiden Goldthorpe, Lockwood und andere Soziologen<sup>54</sup> zwischen ökonomischem, relationalem und normativem Embourgeoisement: also zwischen wirtschaftlicher Angleichung, dem Wegfall von Schranken, die sozialen Beziehungen (vom Kegelabend bis zur Heirat) im Weg stehen, und der Übernahme der Wertetafeln. Wendet man diese Unterscheidung auf die damalige Situation an, so läßt sich feststellen, daß weder von ökonomischem Ausgleich noch von relationaler Anpassung die Rede sein konnte – eben deshalb aber wurden die herrschenden bürgerlichen *Normen* betont und oft in rigider Form übernommen. Gerade weil eine wirtschaftliche Angleichung an das Bürgertum zunächst außerhalb der Möglichkeiten lag und weil auch die sozialen Schranken im täglichen Leben sich als nahezu unüberwindlich erwiesen – gerade deshalb wandten sich die organisierten Arbeiter mit voller Energie den kulturellen Normen und Formen des Bürgertums zu, zumal ihnen diese von den Theoretikern der Verbürgerlichung auch als das eigentlich Erstrebenswerte präsentiert wurden. „*Bildung macht frei*“ – diese Parole hatten die Wortführer der Arbeiterschaft schon in den 30er-Jahren des letzten Jahrhunderts von der Spätaufklärung übernommen<sup>55</sup>, und noch nach der Jahrhundertwende stand sie auf den Transparenten bei den Festen der Arbeiterbildungsvereine<sup>56</sup>. Der umfassende Bildungswille dokumentiert sich in Hunderten von Vereinsprotokollen, deren Schilderungen oft und oft an den Betrieb von Fortbildungsschulen, Volkshochschulen oder auch an bürgerliche Kulturabende erinnern. Wenn auf einer humoristischen Schallplatte eine Hamburger Arbeiterfrau den Vorschlag, ihrem Sohn doch eine höhere Bildung zukommen zu lassen, mit dem Hinweis beantwortet: „St. Pauli Sportsverein genügt vollkommen!“<sup>57</sup> – dann steckt darin, freilich zur Parodie verkommen, noch etwas von dem umfassenden Anspruch, der sich damals herausbildete, von dem Willen, die Kultur – und zwar die *ganze* Kultur – in die eigene Hand zu nehmen.

Es wäre freilich falsch, darin nur eine simple Verlängerung der Verbürgerlichungstheorie in die Praxis zu sehen. Man wird jenem Anspruch nur gerecht, wenn man ihn auch als Entgegnung auf die *restriktiven* Züge versteht, die im Programm angeblicher Verbürgerlichung von Anfang an enthalten waren – wenn sie auch nicht immer ausdrücklich zum Vorschein kamen. Bei Riehl klingt das an, wenn er – ohne ins Detail zu gehen – „geistige Turnplätze“ für Arbei-

<sup>53</sup> Vgl. Braun, *Wandel*, S. 168.

<sup>54</sup> Goldthorpe, J. H., Lockwood, D. u. a., *The affluent worker in the class structure*, Cambridge 1969.

<sup>55</sup> Vgl. Braun, S. 300. In die gleiche Tradition gehört die vor allem durch Wilhelm Liebknecht propagierte Parole „Wissen ist Macht“, die er allerdings aggressiv ergänzte: „Macht ist Wissen“, abgedruckt bei Feidel-Mertz, S. 60 ff. Vgl. auch Roth, G.: *Die kulturellen Bestrebungen der Sozialdemokratie im kaiserlichen Deutschland*. In: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 344.

<sup>56</sup> Vgl. Schöpel; dse., „*Naturtheater*“. *Studien zum Theater unter freiem Himmel in Südwestdeutschland*, Tübingen 1965, S. 80 f.

<sup>57</sup> Die Kenntnis dieser Schallplatte verdanke ich Walter Hävernick.

ter forciert, wenn er als „das social gefährliche bei dem Fabrikenproletariat" die Möglichkeit des Denkens während der Arbeit, „dieses Brüten, Sinnen und Träumen" erkennt, und wenn er verlangt: „Da man nun den Leuten das Denken nicht verbieten soll noch kann, so wird die einzige Rettung darin liegen, daß man ihrem Geiste gesunde und naturgemäße Bildungsstoffe zuführt"<sup>58</sup>. Solche Bemerkungen stehen – das macht ihr Kontext deutlich – nur sehr bedingt unter dem pädagogischen Gesetz der kleinen Schritte. Sie besagen vielmehr, daß bürgerliche Bildung hier nur in Auswahl, und zwar in erster Linie als Instrument sozialer Dämpfung und Beschwichtigung, zugänglich gemacht werden sollte. Sie zielen auf die gleiche Restriktion wie das Votum des Glarner Pfarrers Trümpi, „daß Untertänigkeit eine gesegnete sein kann, ... eine Schule für die Republik"<sup>59</sup>. Auch Friedrich Wilhelm IV. wollte ja doch seine Untertanen zu tüchtigen Bürgern machen, indem er die Lehrerbildung zu „vereinfachen" suchte und jene Schulregulative durchsetzte, die eine erweiterte Schulbildung für Volksschüler ausdrücklich ablehnten und statt dessen religiösen Memorierstoff in den Vordergrund schoben<sup>60</sup>.

Gegen diese Beschränkungen wandte sich der umfassende Bildungsanspruch vor allem in dem organisierten Teil der Arbeiterschaft. *Bürgerliche Werte, Normen und Formen als Protest gegen die restriktive Verbürgerlichung* – dies scheint mir die wesentliche Erklärung dafür zu sein, daß die bürgerlichen Gehalte auch dann noch das Feld beherrschten, als die äußeren Koalitionen zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum zerbrochen, die ökonomischen Mischformen und Übergänge drastisch verringert waren. Eine genauere Analyse der Entwicklung in den 60er- und frühen 70er-Jahren müßte hier unterscheiden zwischen „Lassallianern" (den Angehörigen des ADAV, des Allgemeinen Deutsdien Arbeitervereins) und „Eisenachern" (die im VDAV, dem Vereinstag – später Verband – deutscher Arbeitervereine zusammengeschlossen waren)<sup>61</sup>. Für diesen Überblick verzichte ich auf diese Differenzierung, und dieser Verzicht läßt sich begründen: Noch weit über die Jahrhundertmitte hinaus brachte in Deutschland lediglich eine wirtschaftliche Gesamtperspektive die besonderen Bedingungen und den spezifischen Charakter der Arbeiterschaft ins Blickfeld, während sich der engeren Beobachtung noch immer genügend reale Züge boten, die es möglich machten, das Neue in die alten handwerklichen, patriarchalisch-ständischen Vorstellungen einzuschmelzen. Spätestens die industrielle Expansion der Gründerjahre aber schuf für die überwiegende Mehrheit der Arbeiter einheitliche strukturelle Bedingungen, was dazu führte, daß zumindest fast alle organisierten Teile der Arbeiterschaft nun auch von außen als Einheit gesehen wurden<sup>62</sup>. Diese Einstellung von außen

<sup>58</sup> *Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 371.

<sup>59</sup> Zitiert bei Braun, S. 94.

<sup>60</sup> Vgl. Ziegler, T., *Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert*. Berlin 1911, S. 287.

<sup>61</sup> Vgl. Grebing, H., *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. München 1966; Mehring, F., *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*. 2 Bde. Berlin 1960. Eine weiter ausgreifende Darstellung müßte außerdem auch den Kölner Arbeiterverein und seine Entwicklung nach 1848 einbeziehen.

<sup>62</sup> Als Beleg für diese vereinheitlichte (und damit zwangsläufig vergrößerte) Sicht mag hier der an sich recht detaillierte Artikel „Die arbeitenden Klassen" angeführt werden, den V. A.

aber, diese Frontbildung erzwang zusammen mit der nationalen Entwicklung auch bald die tatsächliche, mindestens relative Vereinheitlichung. Die ganze Periode von den 60er-Jahren an, in denen die großen Arbeiterverbände gegründet wurden, ist charakterisiert durch die wachsende Opposition gegen die monarchische Herrschaft, gegen das preußische Reich – dessen Gründung die führenden Sozialdemokraten im Gefängnis erlebten. Die wirtschaftliche Polarisierung der Gründerjahre verschärfte die Opposition; das Sozialistengesetz bestätigte und verfestigte sie, so daß auch nach seiner Aufhebung keine nennenswerte Änderung der vorherrschenden Einstellung zu registrieren war.

Die Verbürgerlichung im Sinne direkter organisatorischer Abhängigkeiten (wie sie sich etwa im Protektionsverhältnis zwischen bürgerlichen und proletarischen Vereinen ausgedrückt hatte) verschwand in den Jahrzehnten konsequenter Opposition fast völlig. Gerade im *Vereinswesen* wird die Trennung deutlich – und sie gilt nicht nur für die Großorganisationen, die Verbände, sondern auch für das Vereinsleben in den Städten und Dörfern. Lassalle hatte zur Gründung eigener Arbeitergesangvereine aufgerufen<sup>83</sup>, und soweit solche nicht schon existierten, entstanden sie tatsächlich vielfach in den 60er-Jahren. Otto Rüb hat die Entwicklung im Großraum von Frankfurt dargestellt, wo neben dem Gesangverein „Lassallia“ noch andere mit Namen wie „Fröhlichkeit“, Bruderkette“, „Gemütlichkeit“, aber auch „Alpenröschen“ gegründet wurden<sup>84</sup>. Gewiß gibt die Studie von Rüb auch Hinweise darauf, daß sich während des Vereinigungsverbots kleine Gruppen von Arbeitern zu den handwerklich geprägten bürgerlichen Vereinen gesellten<sup>85</sup>; andererseits kann er belegen, daß selbst während dieses Vereinigungsverbots – vor allen Dingen in den Vororten Frankfurts – neue Arbeitervereine, gewissermaßen im Untergrund, entstanden<sup>86</sup>. Schon 1892, also zwei Jahre nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, fand ein Sängertag in Berlin statt. Die dort gegründete „Liedergemeinschaft“ ging 1907 in den „Deutschen Arbeiter-Sängerbund“ über, der 1908 schon über 100 000 Mitglieder hatte; im Jahr 1912 war die Mitgliederzahl auf 165 000 (darunter 100 000 aktive Sänger) angewachsen<sup>87</sup>. Der Gegensatz zu den bürgerlichen Vereinen war dabei keine Konstruktion der hohen Funktionäre; in manchen Orten erinnert man sich noch heute an den Graben zwischen den „Stehkragensängern“ und den „Kommunisten“, wie sich die beiden Gruppen gegenseitig beschimpften<sup>88</sup>.

Wo größere festliche Veranstaltungen als bürgerlich ausgewiesen waren, entzogen sich die Arbeitervereine der Teilnahme. Interessante Hinweise dazu bietet

Huber dem von Dr. Löning hg. Werk: *Bluntschli's Staatswörterbuch in drei Bänden*. Zürich 1869 beisteuerte (Bd. I, S. 87–126).

<sup>83</sup> Lenin, W. I., *Die Entwicklung der Arbeiterchöre in Deutschland*. In: *Über Kultur und Kunst*. Berlin 1960, S. 170 f.; Rüb, O., *Die chorischen Organisationen (Gesangvereine) der bürgerlichen Mittel- und Unterschicht im Raum Frankfurt a. M. von 1800 bis zur Gegenwart*. Diss. Frankfurt a. M. 1964, S. 30.

<sup>84</sup> Rüb, S. 78.

<sup>85</sup> Rüb, S. 78.

<sup>86</sup> Rüb, S. 79.

<sup>87</sup> Rüb, S. 35 f.; Lenin, S. 170.

<sup>88</sup> Vgl. Pfeiffer, H.: *Vereine in Geislingen*. Mschr. Tübingen 1960; allgemein zur Distanz auch Wallraf (wie Anm. 94), S. 94 f.; Jahn, R., *Sudetendeutsches Turnertum*. Frankfurt a. M. 1958, S. 190.

beispielsweise die Untersuchung von Gisela Jaacks über das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest<sup>69</sup>. Die sozialdemokratische Presse griff den Hurratriotismus an, der das Fest immer stärker bestimmte; die Festredner und die bürgerliche Presse betonten demgegenüber, „das wahre Volk ... wolle von dem Parteigezänk nichts wissen“ und glaube an die „idealen nationalen Güter“<sup>70</sup>. Aber diese Rede vom „wahren Volk“ war, wie schon bei Riehl, ein wirklichkeitsblinder Eingemeindungsversuch. Der „Ekel vor dem patriotischen Duse!“<sup>71</sup>, wie sich Wilhelm Liebknecht ausgedrückt hatte<sup>72</sup>, herrschte offensichtlich nicht nur in den Funktionszentralen. Als bei dem Lübecker Schützenfest die „nationalistischen Hetzreden“ immer häufiger wurden, beteiligten sich viele Berufsinnungen und -verbände und damit große Teile des „Volkes“ nicht mehr<sup>73</sup> – was freilich den Charakter des Festes nicht änderte, sondern fixierte.

So entschieden sich aber diese Frontstellung herausbildete, der nationalistische Umschwung von 1914 kam doch nicht von ungefähr. Zunächst ist hier das Stichwort *Revisionismus* wenigstens kurz zu erwähnen. Im Jahre 1899 vertritt Eduard Bernstein die Auffassung, daß die Behauptung, der Proletarier habe kein Vaterland, ihre Wahrheit „immer mehr einbüßen“ werde, „je mehr durch den Einfluß der Sozialdemokratie der Arbeiter aus einem Proletarier ein – Bürger wird“<sup>74</sup>. Aber der Einfluß des Revisionismus darf in seiner Breitenwirkung für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wohl nicht überschätzt werden – zumindest dann, wenn darunter eine präzise Konzeption und Strategie verstanden wird. Ich denke an eine zugleich vagere wie verbreitetere *Vorbereitung der nationalen Wendung*. Im Elternhaus des Arbeiters und Arbeitersohnes Wilhelm Bromme hingen, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, Bilder von Heiligen, von Wilhelm II, Moltke, Bismarck, Lassalle, Bebel, Liebknecht und Marx an den Wänden<sup>75</sup>. Als Einzelzeugnis wäre dieser Beleg nicht unverdächtig; aber es gibt zahlreiche andere Hinweise auf ein derartiges Nebeneinander kultureller Zeichen sehr verschiedener Provenienz, das schwer zu interpretieren ist<sup>76</sup>. Man kann die Erklärung versuchen, daß sich hier die Einstellungen zweier Generationen überlappen, die nationaldemokratische der 48er-Tradition und die entschiedener sozialistische, die sich spätestens in den 70er Jahren durchsetzte. Aber das Entscheidende ist ja dann, daß sich die neuere Einstellung eben keineswegs *völlig* durchsetzte; selbst wenn man – um zu dem zitierten Beispiel zurückzukehren – mit einer gewissen Trägheit bei der Ausgestaltung des Wandschmucks rechnet<sup>76</sup>,

<sup>69</sup> Jaacks, G., *Das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest (Allgemeines Scheibenschießen)*, Hamburg 1971.

<sup>70</sup> Jaacks, S. 66.

<sup>71</sup> Conze/Groh, S. 93.

<sup>72</sup> Jaacks, S. 65–67.

<sup>73</sup> Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie, S. 144; zitiert bei Hofmann, W., *Ideengeschichte der sozialen Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts*. Berlin-New-York-1971, S. 181.

<sup>74</sup> Roth, S. 347. Roths Abhandlung ist von prinzipieller Bedeutung für die im folgenden vorgetragene These.

<sup>75</sup> Vgl. Roth, S. 347; 365 f.

<sup>76</sup> Dieses Phänomen verlangt eine grundsätzlichere Erörterung im Rahmen der angelaufenen Wandschmuck-Forschungen; vgl. hierzu Brückner, W., Pieske, C., *Trivialer Wandschmuck der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aufgezeigt am Beispiel einer Bilderfabrik*. In: *Anzeiger des*

wird man in den Heiligen- und Monarchenbildern ja doch nicht nur bedeutungslose Relikte sehen dürfen. Eher machen sie etwas sichtbar von der „doppelten Loyalität“ gegenüber der Nation *u n d* der Klasse, die sich über Sedan hinaus erhielt. Es fragt sich allerdings, ob der Begriff der „doppelten Loyalität“ nicht zuviel von der Vorstellung einer leicht herstellbaren Balance enthält; in Wirklichkeit handelte es sich wohl eher – um einen neueren soziologischen Begriff aufzunehmen – um eine relativ unbestimmte „Zickzack-Loyalität“<sup>78</sup>. Vor allem drückt sich im Nebeneinander jener Bilder etwas aus von der hilflosen Autoritätsgläubigkeit, die in ihrer Not jeden Heiligen und jede Heilige – gewissermaßen von Apollonia bis Zetkin – akzeptiert. Über all das hinaus aber sollte auch hier mit der Erklärungsmöglichkeit gerechnet werden, daß der bewußte <sup>^</sup>Kulturwille in der Arbeiterschaft zwangsläufig dazu führte, daß nationale Gehalte und bürgerliche Haltungen mit übernommen und – mehr oder weniger unauffällig – internalisiert wurden.

In einer kürzlich erschienenen Untersuchung über das frühe deutsche Arbeitertheater ist ein Stück von Wilhelm Ludwig Rosenberg mit dem Titel „Vor der Wahlschlacht“ abgedruckt, das 1887 aufgeführt wurde<sup>79</sup>. Darin parodiert ein Arbeiter die bürgerlichen Verbürgerlichungsappelle: „Meine verehrten Mitbürger! Teure Freunde! In dieser Stunde, in der sich wiederum das Wohl des Vaterlandes entscheidet, dessen treue Söhne wir sind und für das all unsere Pulse in Inbrunst schlagen ..., in diesem großen Augenblick gilt es mehr als je, sich der Führerschaft jener Männer anzuschließen, deren Beruf es ist, die Stützen des Reichs und seines Fürsten zu sein.“ Und weiter: „Meine Freunde! In dieser Zeit, wo vielköpfig der Parteien Hydra Thron und Altar bedroht, wo im stillen an den ehrwürdigen, von unseren Vorfahren uns überkommenen heiligen Sitten und Anschauungen der frevlerische Wurm der Zwietracht, Mißgunst und Neuerungs-sucht nagt; wo nichts mehr sicher erscheint vor dem zersetzenden, ätzenden Gift eines vaterlandslosen Gesindels; wo man endlich, ungeachtet jeglicher Realität, mit der schillernden Devise der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Phantasie unmündiger Volksmassen mit unerreichbaren Zukunftsbildern anfüllt und die niederen, tierischen Begierden zu einer Wiederholung der Scheusalszenen der französischen Revolution anstachelt, in dieser wilden Zeit ... rufe ich euch warnend zu: Gebt eure Stimme nicht einem Reichsfeind!“ Das ist gut getroffen, ist witzig und entlarvend – „Schön gesprochen! Der leibhaftige Landrat“ lobt einer der Genossen den Redner. Um so erstaunlicher aber ist es, daß in diesem wie in anderen Dramen die Reden der Arbeiter, sobald sie auf das eigene Elend zu sprechen kommen, vom gleichen etwas tiefenden Pathos beseelt und mit einer

*Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 1967, S. 117 ff.; Sturzenegger, H., Volkstümlicher Wandschmuck in Zürcher Familien – Wesen und Funktion, Zürich 1970; Scharfe, M., Schenda, R. u.a., Wandschmuckforschung am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. In: Zs. f. Volkskunde 66/1970, S. 87–150; Schilling, H., Wandschmuck unterer Sozialschichten, Frankfurt a. M. 1971.*

<sup>77</sup> Vgl. Conze/Groh, S. 105.

<sup>78</sup> Der Begriff stammt von Williams, R. M., *Die Amerikanische Gesellschaft*, Stuttgart 1953, S. 493; vgl. Coser, L. A., *Theorie sozialer Konflikte*. Neuwied-Berlin 1965, S. 94.

<sup>79</sup> *Frühes deutsches Arbeitertheater 1847–1918. Eine Dokumentation von Kniii, F., München 1970, S. 190 f.*

ähnlichen Metaphorik befrachtet sind, die wir schnell – allzu schnell offensichtlich – als bürgerlich etikettieren.

Noch deutlicher wird das Ineinander an einem anderen Beleg aus dem Umkreis des Arbeitertheaters. Gegen die einseitige, von Kapitalinteressen diktierte Streikschlichtung schrieb August Kappell das Stück: „Dr. Max Hirschkuh oder das Amt des Heuchlers.“ Dieses agitatorische Drama wurde zuerst aufgeführt beim Stiftungsfest des ADAV in Berlin im Jahr 1872<sup>80</sup>. Bezeichnenderweise wurde dabei der Aufführung des politisch-agitatorischen Stückes nicht nur die Rede des Präsidenten vorangestellt, sondern auch ein Andreas-Hofer-Marsch, ein Potpourri „Offenbachiana“ und die Ouvertüre zu Flotows „Martha“; und auch im folgenden Programm waren die politischen Nummern zwischen Darbietungen „bürgerlicher“ Unterhaltung eingestreut. Diese Verpackung diente gewiß nicht nur dazu, Instanzen der Aufsicht und Überwachung irrezuführen. Vielmehr brachte sie die spezifischen politischen Gehalte bei den Arbeitern eher zur Geltung, und vor allem demonstrierte sie nach außen das verlässliche kulturelle Niveau.

In den zahlreichen Arbeitergesangvereinen läßt sich ähnliches beobachten. Zwar wird dort mit den sogenannten *Tendenzchören* eine eigene Gattung entwickelt – Vertonungen von Heine-Liedern sind dort so vertraut wie in den bürgerlichen Gesangvereinen Uhland-Chöre, und Komponisten wie Weißheimer und vor allem Uthmann nehmen dort eine Stellung ein, die der Friedrich Silchers in der früheren bürgerlichen Gesangsbewegung vergleichbar ist<sup>81</sup>. Aber neben diesen Tendenzchören, die manchmal selbst den Umfang und den feierlichen Stil von Oratorien annehmen, werden bedeutende und schwierige überlieferte Chorwerke aufgeführt mit geradezu verbissenem Ernst<sup>82</sup>. Die Erklärung liegt nicht nur darin, daß eben nichts anderes da war – also im Sinne der Dominanz der bürgerlichen Kultur, die – eine oft wiederholte Anekdote! – Bebel 1913 veranlaßt, das erste sozialdemokratische Mitglied des Reichstagspräsidiums sofort zu fragen, ob es einen Gehrock besitze<sup>83</sup>. Die kulturellen Bemühungen der Arbeiterschaft sind nicht bloße Anpassungen; vielmehr erklärt sich der *ästhetische Ritualismus*<sup>84</sup> als eine Art „Höhentest“ – als demonstrativer Nachweis, daß man selbst in der Gipfelloft der Kultur keine, aber auch gar keine Atemnot bekomme.

Diese Orientierung war so bestimmt und bestimmend, daß antibürgerliche Tendenzkunst dann *nicht* akzeptiert wurde, wenn sie auch in ihren Formen unfeierlich und gewissermaßen unbürgerlich war. Wilhelm Liebknecht wandte sich gegen das „Platte, Geschmacklose und Häßliche“, gegen das „spießbürgerlich Reaktionäre“ in Gerhart Hauptmanns Schriften<sup>85</sup> – und traf sich in diesem Verdikt über den Naturalismus groteskerweise mit den spießbürgerlich-reaktio-

<sup>80</sup> Ebd., S. 156 f.

<sup>81</sup> Vgl. Rüb, S. 118 f.

<sup>82</sup> Ebd. S. 82 ff., 117 ff.; vgl. auch den Hinweis Brauns, S. 359.

<sup>83</sup> Vgl. Speier, H., Verbürgerlichung des Proletariats? In: *Magazin der Wirtschaft*, N. F. 1931, S. 593.

<sup>84</sup> Zum Phänomen des Ritualismus vgl. beispielsweise Neidhardt, F., Zwischen Apathie und Anpassung. Unterschichtenverhalten in der Bundesrepublik. In: *Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik* 15/1970, S. 209–225.

<sup>85</sup> Zitiert bei Roth, S. 352.

nären Kritikern der „naturalistischen Afterkunst“<sup>86</sup>. Und es gibt Anzeichen dafür, daß auch dies nicht nur eine elitäre Funktionärshaltung war. Die spärlichen Angaben über den Buchbesitz von Arbeitern und über die Ausleihzahlen in den öffentlichen Bibliotheken<sup>87</sup> erlauben den Schluß, daß ein Großteil des Kanons bürgerlicher Literatur auch für die Arbeiter bestimmend blieb. Der Hauptunterschied lag wohl am ehesten in der Strenge, ja manchmal Sturheit, mit der zumindest teilweise alles Unernstes, Nur-Unterhaltende verworfen wurde<sup>88</sup>. Spezifische Formen der *Unterhaltung* wurden den Arbeitern nicht nur nicht angeboten, sie wurden von ihnen selbst auch nicht geschaffen und nicht zu schaffen versucht. Dies ist bedeutsam im Blick auf die fernere Entwicklung, bei der gerade über die Unterhaltung ein Großteil der Arbeiter vereinnahmt wurde in die bürgerliche Mittelstandsgesellschaft, die freilich gerade in diesem Zusammenhang besser zu charakterisieren ist als Massengesellschaft.

Die geschilderte Konvergenz kultureller Formen und Haltungen darf keineswegs als soziale Annäherung – im Sinne des Abbaus von Interaktionsschranken – verstanden werden. Die bürgerliche Gesellschaft akzeptierte das demonstrativ vorgewiesene kulturelle Reifezeugnis der Arbeiter *nicht*; die innere und äußere Distanz war zu groß. Für die Theoretiker um die Mitte des letzten Jahrhunderts war Verbürgerlichung eine Parole, die nicht nur die eigene, eben erst mühsam dem Adel abgerungene Stellung stützen sollte, die Integration wurde tatsächlich angestrebt – wenn auch im Zeichen überholter Sozialvorstellungen. Die am Beispiel Riehls und seiner Vorgänger angedeutete bürgerlich-patriarchalische Linie bricht nun zwar keineswegs ab. An den zahlreichen kirchlichen Bemühungen und Appellen – von den Äußerungen des Bischofs Ketteier seit 1848<sup>89</sup> über die Enzyklika „Rerum novarum“ von Leo XIII. bis hin zur Enzyklika „Quadragesimo anno“ von Pius XI.<sup>90</sup> – könnte gezeigt werden, wie „Gesinnung“ das wesentliche Leitwort bleibt: ein allgemeiner Gesinnungswandel, verbunden mit bürgerlich-ständischen Sozialvorstellungen, soll die Wendung zum Besseren bringen. Es gibt Zeugnisse dafür, daß diese kirchlichen Botschaften einem Teil der Bevölkerung überhaupt erst ins Bewußtsein riefen, daß auch die Arbeiter Menschen sind<sup>91</sup>; es kann auch nicht gezweifelt werden an den segensreichen Wir-

<sup>86</sup> Vgl. hierzu Geiger, T., *Zur Kritik der arbeitspsychologischen Forschung (1931)*. In: *Arbeiten zur Soziologie*. Neuwied/Berlin 1962, S. 151.

<sup>87</sup> Vgl. etwa Roth, S. 361; Breda, R., Deutsch, J., *Das moderne Proletariat*, Berlin 1910, S. 96 f.

<sup>88</sup> Ebd. S. 362 f. Die vor allem nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende Revision des sozialistischen Kulturkonzepts kann hier nicht behandelt werden. Vgl. hierzu beispielsweise v. Erdberg, R., *Fünfzig Jahre Freies Volksbildungswesen*. Berlin 1924.

<sup>89</sup> Aus dem Jahr 1848 stammt sein Satz: „Nicht in der äußeren Not liegt unser soziales Elend, sondern in der inneren Gesinnung“ (zit. v. Conze, S. 131); aber auch der Aufsatz: *Die Arbeiterfrage und das Christentum, aus dem Jahr 1864* (in: *Zur Geschichte der Arbeiterbildung*, Hg. Feidel-Mertz, H., Bad Heilbrunn 1968, S. 28 ff.), liegt auf der gleichen Linie.

<sup>90</sup> Vgl. die kritische Stellungnahme von Mertens, H., *Die Enzyklika „Quadragesimo anno“ Ein Beitrag zum Thema: Kirche und Faschismus*. In: *Die Arbeit* 8/1931, S. 653 ff.

<sup>91</sup> So wird beispielsweise aus Voralberg berichtet, daß sich gegenüber den zahlreichen, zum Teil aus Italien stammenden Bahnbauarbeitern im Gefolge der Enzyklika von 1891 eine neue, offenere Einstellung durchsetzte.

kungen der katholischen Hilfseinrichtungen ebenso wie etwa derjenigen der evangelischen Inneren Mission. Aber all diese Botschaften befestigten doch ein Herr-Knecht-Verhältnis im antiquierten Sinne. Blickt man auf die verbreitete Einstellung der bürgerlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, so überwiegt der Eindruck, daß das Schlagwort der Verbürgerlichung zusehends mehr der Selbstbestätigung und der Aufrechterhaltung der Distanz diene. Der Arbeiter wurde weithin nicht einmal als Objekt, geschweige denn als Subjekt beachtet.

An *Schulbüchern* wurde dies verschiedentlich gezeigt. Tatsächlich fand der Arbeiter Einlaß in den Deutschunterricht erst in der Kostümierung der Industrieromantik<sup>52</sup>. Aber dies ist nicht nur die Folge einer einseitig festgelegten Pädagogik; vielmehr spiegelt diese Pädagogik die allgemeine Einstellung wider. Auch in den aktuellen, ja fortschrittlichen<sup>1</sup> Werken der deutschen bürgerlichen Literatur treten Arbeiter und Arbeiterschaft weitgehend zurück<sup>53</sup>. Die von Karlheinz Wallraf<sup>54</sup> untersuchten *Familienzeitschriften* liberalen Charakters – wie die „Gartenlaube“ und „Daheim“ – zeigen, welche Rolle die verspätete und zudem gebremste bürgerliche Emanzipation für unser Problem spielt: Der bekannteste Roman der Marlitt, der unter dem Titel „Goldelse“ zunächst in der Gartenlaube abgedruckt wurde, schildert einen Revolutionär – aber eben einen bürgerlichen Revolutionär, einen Offizier, der nach 1848 aus der Armee entlassen wird und sich mühsam mit seiner Familie durchschlagen muß, und seine adligen Gegenspieler. Das Proletariat dagegen bleibt im toten Winkel.

Noch auffallender und makaber ist ein anderes Beispiel. Wer den liberalen Anstrich der „*Fliegenden Blätter*“<sup>1</sup> kennt, wird dort wenigstens einen Anflug des Verständnisses für die neue soziale Situation und damit verbundener bürgerlicher Selbstkritik erwarten. Aber auch die „*Fliegenden Blätter*“ scheinen – nach der Stichprobe einiger Jahrgänge aus den 40er-, 50er- und 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts – der Arbeiterklasse nur eine ganz periphere und zudem blöde Rolle zuzuweisen. Vor 1848 wird einmal die Kommunistenfurcht aufs Korn genommen, die selbst nach dem Urteil Riehls mehr zur Revolution beigetragen hat als die Kommunisten<sup>55</sup>; aber die imaginären Porträts führender Kommunisten<sup>56</sup> zeigen doch deutlich die Hauptrichtung der aggressiven Kritik: stupides und großsprecherisches Gesindel vertritt den vierten Stand. Auch nach 1848 gibt es noch die wohlfeilen Vagabundenwitze mit Stoppelbart und Schnapsflasche. Im übrigen wird das Proletariat durch angeberische Lehrlinge und stupide Küchenmädchen repräsentiert: die gereimten Zukunftsträume des Lehrlings pipfeln in

<sup>52</sup> Vgl. beispielsweise Ehni, J., *Das Bild der Heimat im Schullesebuch*, Tübingen 1967, S. 184 ff.

<sup>53</sup> Ein sicheres Indiz dafür ist die lang anhaltende Dominanz des „Poetischen Realismus“; der Terminus „poetisch“ enthält hier ja doch eine sozialästhetische Festlegung auf die bürgerliche Gesellschaft.

<sup>54</sup> Wallraf, K., *Die „Bürgerliche Gesellschaft“ im Spiegel deutscher Familienzeitschriften*. Diss. Köln 1939; vgl. S. 10 f.

<sup>55</sup> Vgl. *Zur inneren Geschichte des Socialismus* (wie Anm. 5), S. 292.

<sup>56</sup> Galerie der berühmtesten deutschen Communistenchefs der Jetztzeit. Alle nach dem Leben konterfeit nebst deren eigenhändigen Facsimiles. In: *Fliegende Blätter* 5/1847, S. 168, 174. Die drei Abbildungen der Originalfassung wurden nicht abgedruckt.

den Versen „Hab ich zum Meister mich erschwungen, / Wie bin ich den Gesellen scharf, / Und prügeln darf ich dann die Jungen, / Wie mich der Meister prügeln darf“<sup>87</sup>; das Küchenpersonal aber beklagt sich über die Impertinenz der Herrschaft, weil diese das Gefrorene so – kalt an die Dienstboten weiterschenkt. Darüber steht die ironisch gemeinte, in Wirklichkeit zynische Überschrift „Elend der dienenden Classe“<sup>88</sup>. Im übrigen hat sich die soziale Frage verflüchtigt in peinliche Wortwitze: Der Zahnarzt stellt seiner Patientin gegenüber fest, die „unteren Schichten“ seien immer dauerhafter<sup>89</sup>; der Wirt schreckt seinen vornehmen Gast, indem er ihm einen „ächten Rothen aus dem Badischen Oberlande“ serviert<sup>90</sup>.

Auf derselben Seite des Jahrgangs 1853/54 findet sich unter der Überschrift: „Wie man jetzt die sociale Frage behandelt“ auch die folgende, in einer Kutsche zwischen Vater und Sohn geführte Unterhaltung: „Ach, Vater, sieh mal, der Schimmel kann nicht mehr fort, er ist lahm und steif!“ – „Hm! Willem, mer wull'n nich davon rede, da vergißt ersch.“ Das ist treffend – aber es trifft auch die „Fliegenden Blätter“ selbst. Bezeichnender noch als die matten und oft peinlichen Scherze ist das Schweigen; es gibt nach Ausweis dieser Blätter keine Arbeiterschaft, es gibt nur „die Gesellschaft“, und das ist die bessere Gesellschaft, sind die Bürger. Auch in dieser Ignoranz gegenüber den Arbeitern steckt eine Variante der Verbürgerlichungsthese, welche aber zugleich deren hohlen, ja imaginären Charakter bloßstellt.

Daß sich ein großer Teil der Gesellschaft in dieser distanzierten Gleichgültigkeit einrichtete, beweisen gerade auch wissenschaftliche Veröffentlichungen, die sich ausdrücklich den Arbeitern zuwandten. Im Jahr 1906 publizierte *Werner Sombart* seine Studie „Das Proletariat“<sup>101</sup>, die durch und durch von bürgerlichen Vorurteilen geprägt ist. Wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zitiert Sombart wieder einmal, der Proletarier habe „kein Vaterland“; er korrigiert den Ausspruch zwar, aber es ändert nicht allzuviel, wenn er vom Arbeiter schreibt: „er hat keine Heimat, in der er wurzelt“<sup>102</sup>. Deshalb fehlen ihm nach Sombart „alle die weichen, irrationalen, sentimentalischen Züge, die wir in anderen Bevölkerungsgruppen so häufig antreffen“<sup>103</sup>. Dem Proletarier eignet nach Sombart ein „stark intellektualistisches Wesen“; ihm ist „die Herausarbeitung eines Begriffssystems“ wichtiger als „die Anschauung der Dinge“<sup>104</sup>; seine Halbbildung führt ihn zwangsläufig zu Phrase und Schlagwort<sup>105</sup>. Im Hintergrund solcher Urteile steht zum Teil ein Klischee von der *bäuerlichen Welt*. „Er wächst nicht mit den

<sup>87</sup> Lehrjungen-Ideale. In: *Fliegende Blätter* 19/1853–54, S. 181 f.

<sup>88</sup> Ebd. 36/1862, S. 152.

<sup>89</sup> Ebd. 36/1862, S. 43.

<sup>90</sup> Ebd. 19/1853–54, S. 37.

<sup>101</sup> Die Studie erschien 1906 in Frankfurt a. M. als Band I der von Martin Buber hg. Sammlung sozialpsychologischer Monographien „Die Gesellschaft“.

<sup>102</sup> Ebd. S. 10.

<sup>103</sup> Ebd. S. 10.

<sup>104</sup> Ebd. S. 82.

<sup>105</sup> Ebd. S. 86.

Tieren des Feldes auf"<sup>108</sup>, heißt es tadelnd vom Proletarier, als ob es sich dabei um eine anthropologische Konstante handelte; und das „wurzelhafte Landkind“ wird dem „Straßenkind“ gegenübergestellt, das nur ein Blatt ist, „vom Winde herangeweht, das im nächsten Augenblick wieder zu einem neuen Blätterhaufen weitergetrieben wird“<sup>107</sup>. Zum andern Teil ist Sombarts Urteil durch die eigene *bürgerliche Salonwirklichkeit* geprägt: Dem Arbeiter wird „nicht viel mehr als eine wilde (oft wohl nidit einmal wilde!) Paarung“ zugebilligt, „der aller Schmelz, aller Duft und Glanz vergeistigter Erotik“ fehlt<sup>108</sup>. „Und auch von einer geistigen Gemeinschaft der Familie, die aus der häuslichen Pflege der Kunst, aus ungestörtem Plaudern, Spielen, Lesen erwächst, kann in den Behausungen der Arbeiterbevölkerung keine Rede mehr sein. Ein Geschlecht wächst heran, das keine Hausmusik mehr kennt: die milde, edle Freundin aller gesitteten und gebildeten Menschheit; dem daheim kein Schubertsches Lied, kein Chopinsches Nocturno je erklungen ist...“<sup>109</sup>

Die untergründige Tendenz solch unangemessener Vergleiche ist nicht zu verkennen: das Proletariat, dessen tatsächliche Wirklichkeit völlig verfehlt wird, erscheint als unwürdige Existenzform. Von den realen Zügen fortgeschrittener Verbürgerlichung im kulturellen Bereich<sup>110</sup> ist so gut wie nicht die Rede. Die Verbürgerlichungssparole, die gleichwohl auch in Sombarts Schrift enthalten ist, zielt vor allem auf jene sich damals rapide vergrößernde Schicht der Angestellten, deren wirtschaftliche Situation derjenigen der Arbeiter lange Zeit vergleichbar blieb, die aber so ins bürgerliche Lager herübergezogen wurden. Sie erreichten zwar nicht die Salonkultur mit Schubertlied und Nocturno; aber die *kleinbürgerlichen Formen und Haltungen* waren doch getreue, wenn auch etwas veraltete und im Preis herabgesetzte Kopien bürgerlicher Lebensart<sup>111</sup>.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß Sombart jenes Zitat über die Hausmusik gewissermaßen anhangsweise noch weiterführt. Nicht nur an Schubert und

<sup>108</sup> Ebd. S. 9. Für diese agrarische Orientierung ist auch der Seitenblick auf die japanischen u. ä. Verhältnisse in der Studie von Breda/Deutsch, S. 13, charakteristisch, obwohl die Verf. das Proletariat anders als Sombart bewerten.

<sup>107</sup> Ebd. S. 43.

<sup>108</sup> Ebd. S. 71.

<sup>109</sup> Ebd. S. 32. Zur Tradition solcher „Barbarei“-Vorwürfe vgl. auch Keller, G., *Sämtliche Werke* 22. Bd., Bern 1948, S. 87 f.

HO pjj. .;. . .g . . ., auch die zunehmenden Mahnungen zur „Entbürgerlichung“. Die Besorgnis von Engels und Marx, daß das Proletariat verbürgerlichen könne, bezog sich in erster Linie auf den Anschluß einer „bestochenen“ und „privilegierten Minderheit“ von Arbeitern sowie auf elitäre Organisationsprinzipien innerhalb der Arbeiterschaft (vgl. Deppe, *Bewußtsein*, S. 20 f.); durch das Werk Lenins ziehen sich dagegen sehr viel grundsätzlichere und umfassendere Attacken gegen Verbürgerlungstendenzen im Proletariat. Gerade auch die Loyalität gegenüber der Nation wurde kulturell akzentuiert: „Die Nation als Kulturgemeinschaft ist dem Proletarier nicht minder teuer als dem Angehörigen einer anderen Klasse“ (Breda/Deutsch, S. 137).

<sup>111</sup> Unter diesem Aspekt sollte eine Reihe kultureller Erscheinungen untersucht werden, die meist allzu rasch mit dem Etikett Kitsch versehen und beiseitegeschoben werden. Hierzu gehört beispielsweise die „Kunst im Vorgarten“ (vgl. Schwedt, E., *Volkskunst und Kunstgewerbe*, Tübingen 1970, S. 96 ff.); aber auch die ganze Kleingartenbewegung, deren spezifische, von dem Leipziger Arzt Dr. Schreiber geprägten Ansätze spätestens in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg durch die Bodenspekulation weitgehend zugeschüttet wurden (vgl. Albrecht, O., *Deutsche Kleingartenpolitik*. In: *Die Arbeit* 1/1924, S. 168–176).

Chopin durften die Proletarier sich nicht erlauben; ihnen hat „auch niemals die Zimbel oder die Ziehharmonika am Sonntagnachmittag die einfachen Volksweisen ins Herz hinein ... singen können“<sup>112</sup>. Auch hier steht also neben der bürgerlich-elitären Salonkultur die heile bäuerliche Welt. Was beide verbindet, ist die *Gemeinschaftsideologie*<sup>113</sup>, die von Anfang an Bestandteil der Verbürgerlichungsthese war. Im Zeichen der Gemeinschaft hat auch die *Volkskunde* den Arbeiter jahrzehntelang ignoriert<sup>114</sup>; im Zeichen der Gemeinschaft, der landschaftlichen Bindung und Gebundenheit, hat sie ihn aber dann auch eingebürgert und eben dadurch seines spezifischen Charakters beraubt; darauf hat Theodor Geiger schon wenige Monate nach dem Erscheinen von Peuckerts „Volkskunde des Proletariats“, die er zugleich als Pionierleistung würdigte, in einer Rezension hingewiesen<sup>115</sup>.

Der Volkskunde ist aber in diesem Zusammenhang noch ein spezifischerer Vorwurf zu machen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, daß der Begriff des „*Volkslebens*“ kastriert wurde, indem sie ihn von der sozialen Wirklichkeit und Problematik löste und weitgehend einem Genrebild verpflichtete. Gewiß hat sie – das muß nach dem Vorangegangenen kaum mehr betont werden – diese Perspektive nicht erfunden; hier kann noch einmal an die bürgerlichen Familienzeitschriften erinnert werden<sup>116</sup>, die farbige Beispiele dafür bieten, daß „*Volksleben*“ offenbar nichts mit Fabriken zu tun hat, daß es sich vielmehr in kirschpflückenden Trachtenmädchen, jodelnden Tirolern und ähnlich idyllischen Erscheinungen präsentiert. Die Volkskunde aber hat diese Sichtweise sanktioniert und in liebevolle wissenschaftliche Detailuntersuchungen übertragen.

Ich versuche den Zusammenhang an einem Beispiel anzudeuten. Ende des 19. Jahrhunderts erschien eine Reihe bedeutender Untersuchungen über die *Hausindustrie in Thüringen* aus der Feder von Emanuel Sax<sup>117</sup>. In eindringlicher und alarmierender Weise ist darin etwa von der Wohnkultur der Sonneberger Heimarbeiter die Rede: durchschnittlich 14,5 Personen in jedem der einstöckigen Häuser; der Wohnraum geheizt auch im Sommer zum Trocknen der Schnitzarbeiten, die Schlafkammer als Magazin, und dazu sechs Personen in zwei Betten<sup>118</sup>. Auch von der Eßkultur ist die Rede: „Kartoffeln in der Früh, zu Mittag in der Brüh, des Abends mitsammt dem Kleid, – Kartoffeln in Ewigkeit“<sup>119</sup>. Und

<sup>112</sup> Das Proletariat, S. 32.

<sup>113</sup> Deutlicher als in der Abhandlung über das Proletariat kommt sie in anderen Werken Sombarts zum Vorschein; vgl. beispielsweise: Kapitalismus und kapitalistischer Geist in ihrer Bedeutung für Volksgemeinschaft und Volkszersetzung. In: Harms, B. (Hg.), *Volk und Reich der Deutschen* I. Bd. Berlin 1929, S. 280 ff. Sombart schließt sich hier, ihn pointierend, unmittelbar Tönnies an: „Die interessenhafte Gesellschaft ist ... unfruchtbar, denn nur in der Gemeinschaft ist echte Kultur, auch geistige Kultur möglich“ (S. 291).

<sup>114</sup> Vgl. Bausinger, *Volkskunde*, S. 88 ff., sowie den Kontroversaufsatz von Kramer, K.-S., Zur Problematik historischer Volkskunde. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 67/1971, S. 51–62; hier S. 54–57.

„Die Arbeit 8/1931, S. 650.

<sup>115</sup> Vgl. Wallraf, S. 85 über Genremalereien und den „zwiespältigen Begriff von (Volksleben)“.

<sup>117</sup> Sax, E., *Die Hausindustrie in Thüringen*, I–III, Jena 1882 ff.

<sup>118</sup> Ebd. I, S. 30 ff.

<sup>119</sup> Ebd. I, S. 39.

von den Arbeitsvorgängen mit ihrer weitgetriebenen Arbeitsteilung gibt Sax eine detaillierte Beschreibung<sup>120</sup>. Freilich ist auch von ökonomischen Zusammenhängen die Rede, von der Ausbeutung, die hier keine Formel ist<sup>121</sup>, und vom Widerstreben gegen die Fabrikarbeit trotz der widrigen Bedingungen der Heimarbeit, weil diese wenigstens den Schein der Selbständigkeit wahr<sup>122</sup>. Von all dem ist in die zahlreichen volkskundlichen Beschreibungen der Thüringer „Volkskunst“ kaum etwas eingegangen. Da ist vom „ererbten, im Bildungstrieb der Hand wirkenden Können“ die Rede, von der „unverwüstlichen Kraft volkstümlicher Überlieferung“, von „bleibenden Werten und Kräften“ und von Zeugnissen der Volkskunst, „heiter und unberührt wie das Lied, das in den Bergen gesungen wird“<sup>123</sup>. Um einem Mißverständnis entgegenzutreten: Selbstverständlich ist es berechtigt, auf die kreativen Kräfte hinzuweisen, welche jene Bevölkerungsteile auszeichneten; aber seinen Sinn erhält ein solcher Hinweis ja doch erst vor dem sozialen Hintergrund, und dieser fehlt in den volkskundlichen Werken weithin.

Weder die angeführten Zitate noch das Beispiel wurden einseitig ausgewählt<sup>124</sup>. Bis hin zu Steinitz<sup>125</sup> war „*Arbeiterlied*“ das Handwerkslied und Handwerkerlied, das mit humoristischem Gottvertrauen über die Armut hinwegsang. So hat es 1865 – inmitten der Hochzeit der Arbeiterbewegung – Oskar Schade zusammengestellt<sup>126</sup>, und so präsentiert es sich ein Jahrhundert lang in den verschiedensten Sammlungen.

Oder – ein letztes Beispiel: der *erste Mai*. Volksleben – das ist das Aufstecken grüner Zweige, das Errichten eines Baumes durch die Gemeinschaft der Ledigen, ist das Streuen der Sägemehlsur vom Fenster des ungetreuen Mädchens zum Stall des Zuchtstiers. Kaum irgendwo in der volkskundlichen Literatur aber

«• Ebd. I, S. 49 ff. passim.

<sup>121</sup> Interessanterweise wandte sich, als Antwort auf den ersten Teil der Untersuchungen von Sax, ein Exponent der Haus- und Verlagsindustrie gegen den Verfasser und die Universitäten und ihre Professoren allgemein. Vgl. *Vorrede zum zweiten Teil*, S. VII f.

<sup>122</sup> Ebd. I, S. 49.

<sup>123</sup> Redslob, E., *Thüringen. Deutsche Volkskunst VII*. München o. J. (1926), S. 29 f.

<sup>124</sup> Vgl. beispielsweise Wähler, M., *Thüringische Volkskunde*. Jena 1940, S. 80 f., wo zwar von amerikanischen Dumpingmethoden die Rede ist, im übrigen aber „Phantasiereichtum“ und „Liebe zum Kindlich-Kleinen, Gemütvollen“ mit ähnlichem Tenor wie bei Redslob hervorgehoben werden. Dies ist grundsätzlich anders, als wenn Sax (I, S. VII) vom „treuherzigen Volk des Thüringer Waldes“ spricht.

<sup>125</sup> Ygj Steinitz, W., *Arbeiterlied und Volkslied*. In: *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12/1966*, S. 1–14.

<sup>126</sup> *Deutsche Handwerkslieder*. Leipzig 1865. — Ein sozialkritischer Ton kommt hier höchstens versehentlich ins Spiel, so wenn die dritte Strophe eines – „Der Handwerksgeßellen Trost“ überschriebenen – schlesischen Liedes (S. 165) paradox zusammengestückt ist:

Der Reiche lebt herrlich in großen Palästen,  
Der Arme oft elend in Sumpf und Morästen,  
Denn nicht Reichthum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich.  
Wir alle sind Brüder, wir alle sind gleich.

Charakteristischerweise hebt schon Riehl die „humoristische“, nach seiner Auffassung keineswegs anklagende Gesinnung der Handwerksburschenlieder hervor (*Die bürgerliche Gesellschaft*, S. 354).

ist von der proletarischen Maitradition die Rede<sup>127</sup>, die vermutlich über den Kongreß der II. Internationale von 1889 zurückgeht. Zumindest in Deutschland dürfte in diese Tradition manches eingegangen sein von den früheren Erinnerungsfeiern am 18. März, die ursprünglich dem Gedenken an die 48er-Revolution gewidmet waren, in die dann aber auch der Rückblick auf die Pariser Commune aufgenommen wurde. Dieser 18. März entwickelte sich nach 1870 zum „Anti-Reichs-Feiertag“, zu einem oppositionellen Gegenstück des Sedantags<sup>128</sup>; erst die Maifeier löste diesen Erinnerungstag ab. Von Maifeiern ist in der Volkskunde aber praktisch erst dann die Rede, als diese sich im Zeichen der „Volksgemeinschaft“ vollziehen.

„Volksgemeinschaft“ aber ist nichts anderes als die nationalsozialistische Lesart des Verbürgerlichungsinterpretaments; sie war schon präsentiert, als in der Sozialdemokratischen Partei die Debatte darüber geführt wurde, ob die tatsächliche, ökonomische Proletarisierung der Angestellten, die vor allem um 1930 sichtbar wurde, deren Weg bestimmen werde, oder ob die Sozialdemokratie nicht aus taktischen Gründen ein nationales Programm der Verbürgerlichung entwerfen solle.

Ich muß darauf verzichten, jene ausgedehnte Verbürgerlichungsdebatte<sup>129</sup> zu referieren, verzichten auch darauf, die gegenwärtige soziale Konstellation und ihren kulturalen Aspekt<sup>130</sup> im einzelnen zu beschreiben – das wäre Gegenstand eines gesonderten Referates, das nicht mehr unter das Leitthema des 19. Jahrhunderts gestellt werden könnte. Aber die hier vorgetragenen Bemerkungen verstehen sich doch nicht als beliebiger historischer Ausgriff; sie sollen die

<sup>127</sup> Eine gewisse Ausnahme bildet die Antrittsvorlesung von Trümpy, H., *Der Freiheitsbaum*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 57/1961, S. 103 ff. Die volkskundliche Abstinenz wird hier aber gleichwohl bestätigt, denn es ist nach Trümpy unberechtigt, den aus der revolutionären Tradition Frankreichs stammenden Freiheitsbaum „als vollgültigen Gegenstand der Volkskunde zu betrachten. Dafür trug er zu schwer an abstrakten Ideen, mit denen ihn die geistige Oberschicht behängt hatte. Das bedeutet: Man hatte Volksbräuche in den Dienst politischer Propaganda gestellt“ (S. 111). Nun soll demgegenüber keineswegs gefordert werden, daß politische Propaganda nicht als solche dingfest gemacht wird; verfehlt aber scheint es mir zu sein, einen prinzipiell unpolitischen Bereich als eigentlich volksgemäß und dementsprechend volkskunde-gemäß ausgrenzen zu wollen. Gerade in der Schweiz mit ihrer Tradition volkstümlicher nationaler Feste etc. erscheint dieser Versuch einigermaßen grotesk.

<sup>128</sup> Vgl. Conze/Groh, S. 110 ff.

<sup>129</sup> In erster Linie sind hier verschiedene Arbeiten von T. Geiger heranzuziehen: *Zur Theorie des Klassenbegriffs und der proletarischen Klasse*. In: *Schmollers Jh.* 76, 54/1930, S. 185 ff.; *Panik im Mittelstand*. In: *Die Arbeit* 7/1930, S. 637 ff.; *Zur Kritik der Verbürgerlichung*. In: *Die Arbeit* 8/1931, S. 534 ff.; *Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie*, ebd. S. 619 ff.; *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932. — Aus der umfangreichen, in der Gewerkschaftszeitung „*Die Arbeit*“ (vor allem 8/1931) geführten Diskussion erwähne ich Victor, M., *Verbürgerlichung des Proletariats und Proletarisierung des Mittelstandes*, S. 17 ff.; Eschmann, E. W., *Zur „Krise“ des Bürgertums*, S. 362 ff.; Küstermeier, R., *Die Proletarisierung des Mittelstandes und die Verwirklichung des Sozialismus*, S. 761 ff.; außerdem Speyer und Fritsching, L., *Der Mittelstand als Klasse. Zur Wirtschaftsethik des nicht-kapitalistischen Unternehmers*. In: *Schmollers Jahrbuch* 54/1930, S. 705 ff.

<sup>130</sup> Vgl. u. a. Deppe; Kofier, L., *Der proletarische Bürger*. Wien 1964; Kofier, *Der asketische Eros. Industriekultur und Ideologie*. Wien 1967 (Kofier unterscheidet hier S. 198 zwischen dem bloßen Mitmachen und tatsächlicher Identifikation mit dem Bürgertum, die dem Arbeiter noch immer fremd sei); Kern, H., Schumann, M., *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt a. M. 1970; Andeutungen auch bei Bausinger, *Volkskunde* (S. 253 ff.).

historische Dimension eines aktuellen Problems öffnen. Sie sollen zeigen, daß Verbürgerlichung – entgegen der Vorstellung, die dieses Wort nahelegt – keineswegs ein Prozeß ist, der verläuft wie das langsame aber stetige Füllen eines leeren Glases. Die wenigen Hinweise auf das komplizierte Hin und Her zwischen Klischee und Wirklichkeit fordern dazu auf, jenes weite Feld der *Arbeiterkultur* seit dem frühen 19. Jahrhundert intensiver zu beackern<sup>131</sup> – Arbeiterkultur nicht in dem Sinne, daß hier eine in sich geschlossene, autochthone und autonome Kultur zu registrieren wäre, sondern Arbeiterkultur gerade in ihrer oft hilflosen und verzweifelten Auseinandersetzung mit der dominierenden bürgerlichen Kultur.

Indirekt mögen jene historischen Bemerkungen aber auch das Mißtrauen schüren gegen allzu pauschale Verbürgerlichungstheorien, die sich auf die Gegenwart beziehen. Die Hypothesen von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, der „Einheitsgesellschaft“, der „Wohlstandsgesellschaft“, die seit den 50er-Jahren entwickelt und vorgetragen werden, sind sicherlich zum Teil differenzierter, als es diese Schlagwörter erwarten lassen. Ideologische Reste – etwa handfeste Überbleibsel der Volksgemeinschaftsideologie – haben zusammen mit der sich ausbreitenden Konsumorientierung die schlagwortartige Popularisierung jener Hypothesen möglich gemacht. „Arbeiter – was heißt hier Arbeiter? Wissen Sie, ich komme gerade vom Urlaub in Tirol, dort leben sie in den tollsten Hotels, alle mit dem eigenen Wagen; und in meiner Nachbarschaft wohnt einer, der kauft seinem Kind die teuersten Spielsachen, und neulich stand es schwarz auf weiß in der Zeitung, daß ein Gastarbeiter – jawohl: ein Gastarbeiter – mit Halbtagsarbeit über 3000 Mark im Monat verdiente.“

Unsere wissenschaftliche Disziplin kann sich solchen Stammtischpauschalen unterwerfen und ihren Gemeinschaftsbegriff auch noch in die Gemeinde der Bildzeitungsleser hineintragen. Sie kann aber auch solches Gerede durchstoßen in ehrlicher und das heißt kritischer Empirie, in einer Art ‚Tiefenempirie‘, welche nicht am Geflecht der bloßen Meinungen – und seien sie noch so zufrieden! – hängen bleibt. Der Blick zurück in das letzte Jahrhundert hat deutlich gemacht, daß die wirklichen Möglichkeiten der Verbürgerlichung oft und oft empfindlich beschränkt, daß sie zum mindesten fast immer sorgsam dosiert wurden – daß aber das Klischee der Verbürgerlichung nicht zuletzt eine beschwichtigende und reglementierende Funktion hatte. Manches spricht dafür, daß es sich in der Gegenwart ähnlich verhält; zumindest sollte dies überprüft werden.

<sup>131</sup> Das Thema des Trierer Kongresses und des Sammelbandes *Kultureller Wandel* führt unmittelbar auf diese Problemstellung zu, und es herrschte Einigkeit darüber, daß hier eine wichtige Aufgabe liegt. Ungeklärt blieb freilich, inwiefern diese Aufgabe im Zeichen der „Ethnologie“ bewältigt werden kann: in solch konkreter Konfrontation wird deutlich, wie genau dieser Begriff vorbeizieht.